

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 165 (1892)

Artikel: Der Melchersmelch : eine Dorfgeschichte

Autor: L.F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Melchersmelch.

Eine Dorfgeschichte

von L. F.

„Den Melchersmelch vergesse ich mein Lebtag nicht; ich mag so alt werden, als ich will, und noch hinkommen, wo ich will!“ versicherte die muntere, junge Pfarrmagd Dita (sie hieß Judith) beim Abendkaffee ihre Herrin. Den Abendkaffee nahmen gewöhnlich diese Beiden allein ein, da der Herr Pfarrer demselben eine auf seinem Zimmer gerauchte Zigarre vorzog; und gewürzt wurde das braune Getränk in der Regel durch eine ziemlich lebhafte Unterhaltung; denn da Dita schon fast von Kindesbeinen auf bei den Pfarrersleuten gedient und sich immer als treu und verständig erwiesen hatte, behandelte sie die Frau Pfarrer fast wie eine Tochter und redete ganz ungeniert mit ihr auch über Gemeindeverhältnisse.

Des Herr Pfarrers waren noch nicht sehr lange in Haltingen, wie wir das Dorf, in dem unsere Geschichte spielt, nennen wollen, sondern erst vor etwa einem Jahre aus einer andern Gemeinde, an der sie lange gestanden, hieher gezogen; es galt also noch, sich einzuleben, die Leute und den Boden, auf dem sie standen, kennen zu lernen. Waren sie früher in einer kleinen Gemeinde ganz in der Nähe der Hauptstadt thätig gewesen und hatten es dort mit Leuten zu thun gehabt, die der häufige Verkehr mit den Stadtbewohnern, theils zum Vorteil, theils zum Nachtheil, etwas abgeschliffen hatte, so waren sie jetzt in eine große Bauerngemeinde avancirt, wo die Leute noch so ziemlich urwüchsig waren.

Einer der urwüchsigsten war der Melchersmelch. Seinen wohlklingenden Namen hatte er vom Ur-Urgroßvater geerbt, der Melchior geheißen, nach dem seine ganze Nachkommenschaft „des Melchers“ genannt wurde, welche Benennung ihr wohl bis in die spätesten Zeiten bleiben wird. Und als unser Held in der hl. Taufe diesen Namen noch speziell zu eigen bekam, so wurde aus ihm der „Melchersmelch“.

Er war ein wohlhabender Bauer, seit kurzer Zeit Wittwer mit drei kleinen Kindern,

zu denen seine noch rüstige Mutter sah, die, als die Krankheit seiner Frau sie schließlich an's Bett gefesselt hatte, zu ihm gezogen war.

So viel über die äuferen Verhältnisse von Melchersmelch. Was seinen Charakter betrifft, so kann man nicht viel Anderes sagen, als daß er durch und durch ein Bauer war, der sich so naturgemäß auf seinem Hofe entwickelt hatte wie das Korn auf seinem Acker: es war gesät worden und wuchs auf und bekam seine Form und Gestalt ganz von selbst, wie das so in seiner Art lag, ohne daß er irgend eine Geistesanstrengung dabei mache. So war auch in Melchersmelch der Geistesmensch noch nicht erwacht; er war der reine Naturmensch und als solcher keiner von den schlimmsten, obwohl er vor einem Jahr bei der Pfarrwahl einer der heftigsten Gegner des Pfarrers, dem der Ruf eines Stündelers voranging, gewesen war.

Eine besondere Eigenthümlichkeit seines Wesens war ein gewisser trockener Humor, der ihm über manches Schwere hinweghalf, über das Andere in Klagen sich ergossen hätten. Dieser Humor kam ihm während des langwierigen Siechthums seiner Frau sehr zu Statten. Er fand sich verhältnismäßig leicht in manche Unregelmäßigkeiten, die in Folge desselben in seinem Haushalt entstanden: „Wein und Brod gibt auch eine Suppe!“ sagte er, wenn er müde vom Felde heimkam und noch nicht gekocht war; und wenn seine Nachtruhe gestört wurde durch das Seufzen und Stöhnen der Kranken und die Dienstleistungen, die er ihr zu erweisen hatte, nahm er auch das geduldig an; sogar die großen Doktorrechnungen, die ihm jeweilen präsentirt wurden, zahlte er ohne Murren, wenn's ihn auch ein Stück Vieh aus dem Stalle kostete. Das wußte man von ihm und Federmann rühmte ihn dafür.

Um so überraschender war es für Dita, als sie diesen Nachmittag im Auftrage des Herrn Pfarrers sein Haus hatte aufzusuchen müssen und bei dieser Gelegenheit ihm auch kondolirte zu dem Verluste seiner Frau, die noch nicht unter dem Boden lag, daß der Melchersmelch, statt ihr die Kondolation, wenn sie auch eine bloße Form war, wie's der Brauch ist, zu ver danken, ganz lustig das Lied anstimmte: „O du lieber Augustin! Alles ist hin: 's Mensch ist hin, 's Geld ist hin“ &c.

Halb lachend, halb entrüstet erzählte Dita das beim Abendkaffee ihrer Herrin und meinte, der Melchersmelch stelle sich schlechter, als er sei.

„Nein, er gibt sich ganz, wie er ist!“ entgegnete die Frau Pfarrer. „Tief geht bei ihm eben nichts; eine glückliche Naturanlage hat ihm bisher ziemlich leicht durch's Leben geholfen. Damit ist's aber doch noch nicht gemacht, daß wir durch's Leben kommen; wir müssen in diesem Leben für ein anderes, besseres erzogen werden, und drum kommen oft Schickungen an den Menschen, denen selbst der beste Humor nicht Stand hält, und die ihn entweder zu Grunde richten oder auf einen höhern Standpunkt heben. Ich kenne mehrere Beispiele solcher Art, und ich wollte gern, ich könnte sagen, der Strudel des Unglücks habe Alle, die er gefaßt, nach oben gerissen. Dem Melchersmelch ist offenbar das Wasser noch nie bis an die Seele gegangen, selbst der Tod seiner Frau hat ihn höchstens bis auf die Haut durchnäßt, und das hat er abschütteln können.“

„O, der Melchersmelch hat das leichtfertige Lied gewiß nur gesungen, um mich zu ärgern“, meinte Dita. „Er hat von Anfang an einen Zahn auf mich gehabt, wahrscheinlich weil ich des Pfarrers Meitli bin, den er nicht mag; und wo er irgend kann, hängt er mir eins an. Er nennt mich auch nur „die Stadtjungfer“; und ich bin doch so gut ein Bauernkind wie er. Aber weil ich manches Jahr bei Ihnen in der Nähe der Stadt gedient habe, meint er, ich verstehe nichts mehr vom Bauernwesen, und sucht mich lächerlich zu machen, wo er kann. Letzten Herbst ging ich an seinem Acker vorbei, auf dem — es gab ja fast kein Obst — ein leerer Birnbaum stand. Ich sagte freundlich: „Hat dieser Birnbaum scheint's auch keine Frucht getragen?“

„Kennt denn die Stadtjungfer die Birnbäume vor den Apfelbäumen?“ fragte er höhnisch.

„Ja freilich, so gut wie Sie!“ sagte ich etwas pifirt.

„O, o, es ist sonst nicht so weit her mit der Kenntniß der Städteleute vom Landwesen!“ gab er noch höhnischer zurück. „Unser letzter Pfarrer fragte meinen Vater einmal, als er in der Ernte bei seinem Roggenfelde vorbeiging, auf dem man gerade die Garben aufnahm, ob denn die Stoppeln im Frühling wieder frisch

treiben. Er war auch aus der Stadt, und es war der erste Sommer, daß er im Amt stand. Und unsere letzte Frau Pfarrerin meinte, als sie einmal im Heuet — sie trank Küchmilch und mußte drum früher als gewohnt aus den Federn — bei meiner Wiese, die ich eben mähte, vorbeikam, sie müsse mich auch etwas Gescheidtes fragen und sagte: warum ich auch, wenn ich einen Strich gemäht habe, nicht wieder rückwärts fahre mit der Sense, sondern leer an's vordere Ende der Wiese zurückgehe. Da sagte ich — ein Wort, das ich jetzt nicht wiederholen will, entwischte mir dabei —: Ja, ja, man könnte auch noch eine Gabel an die Beine binden, damit man gleich „zetteln“ könnte im Rückwärtsfahren. Ich weiß wohl, es war grob; aber die Galle schwoll mir über; die Herrenleute meinen, unsereins bekomme nie genug, wir können immer vorwärts und rückwärts fahren mit Händen und Füßen, ohne müde zu werden; sie selber aber machen's nur mit dem Maul. Und wenn sie am Schatten sitzen in der Mittagshitze und die Faloussieläden zumachen in ihren Stuben und dann am Abend, wenn es kühl geworden, spazieren und der Gottswillen ein Wörtchen zu uns sagen, so meinen sie noch, was sie seien. Ja, ja, bei ihnen heißt's nicht:

Wer im Heuet nüd gablet
Und i der Ern nüd zablet
Und im Herbst nüd früh uftaht,
Cha luege, wie's ihm im Winter gäht!“

Wenn sie das ganze Jahr hindurch nichts thun, so haben sie's doch gut im Winter. Ich gehe drum nicht z'lieb in die Kirche; was kann mir der Pfarrer predigen, der gar keinen Verstand hat davon, wie's einem Bauern um's Herz ist? Er soll einmal, auch nur ein Jahr lang, es auch so haben wie wir: sich abmühen und plagen das ganze Jahr durch, und dann sehen, ob er etwas bekommt, ob das Heu nicht verfaulen muß auf den Wiesen im Regen, der Roggen nicht niedergelegt, die Ernte nicht verhagelt wird, ob es im Herbst Obst hat auf den Bäumen oder nicht, und ob das Vieh im Stalle nicht krank wird . . .“

Als der Melchersmelch so viel geredet hatte, mußte er einmal verschaffen; da warf ich hurtig ein: „Es ist aber doch nicht recht, daß Sie nie in die Kirche gehen!“

„Ach was!“ sagte er. „Das kann dem Pfarrer gleich sein; er hat's ja nicht vom Stück; er bekommt seinen Lohn doch, ob er vor vollen oder vor leeren Stühlen predigt.“

Als der Melchersmelch so redete, mochte ich nichts mehr sagen, nicht einmal, daß er wegen seiner eigenen Seele und nicht wegen dem Pfarrer in die Kirche gehen sollte, sondern ich ging meines Weges und meinte, mit dem werde ich nicht z'lieb mehr ein Wort wechseln. Aber wo immer er mich antrifft, hängt er mir eins an; er kann mich nicht ungerupft lassen. Ja — und was er heute noch zulezt zu mir sagte, geht denn doch über's Maß!“

„Was hat er denn gesagt?“

„Als ich schon die Thürfalle in der Hand hatte, rief er mir noch nach: die Jungfer kann denn zum Herrn Pfarrer sagen, es sei gut, daß in Halingen die Leichenpredigten abgeschafft seien, sonst müßte am Ende der Teufel seine Frau auch geholt haben, wie ihren Großvater im Niederthal.“

„So! war das der Großvater von Melchersmelchs Frau?“ sagte die Frau Pfarrer. „Die Geschichte kenne ich; sie beruht übrigens auf einem Mißverständniß. Der Pfarrer von Niederthal war noch sehr jung und erst kürzlich installirt, als der alte Gruner starb. Seine Predigten waren noch voll poetischen Dufses, fast wie die Aufsätze eines Sekundarschülers. Nun wollte er sich in dieser Leichenpredigt recht schön ausdrücken und nannte den Tod, der den Gruner aus der Mitte seiner Familie gerissen, wie Schiller in seinem Lied von der Glocke, den „schwarzen Fürsten der Schatten“. Daß die Leute, die eben weniger belesen waren als der Herr Pfarrer, nachher behaupteten, der Pfarrer habe gesagt, der Teufel habe den Gruner geholt, ist sehr begreiflich, um so mehr, als der Gruner ein Trinker war und seiner Familie zur schweren Last geworden war. Aber freilich deswegen nahmen's die Seinigen doch übel; denn 's mag Einer gelebt haben, wie er will, wenn er gestorben ist, so nennt man ihn „selig“. Ich weiß noch wohl, wie vor vielen Jahren ein Mann zu uns kam, um den Tod seiner Frau anzugezeigen, mit der er stets in offenkundigem Unfrieden gelebt, woran hauptsächlich sie Schuld war. Der Herr Pfarrer fragte, ob sie sich auf dem Sterbebette noch ein wenig geändert habe

und friedfertiger geworden sei. „Ach nein,“ sagte der betrübte Wittwer, „sie hat mir in der letzten Stunde noch mit ihrem Bein selig einen Rippenstoß gegeben!“

Dita mußte über das „Bein selig“ so sehr lachen, daß sie fast ihre dritte Tasse Kaffee, die sie sich im Feuer des Erzählens eingeschenkt und eben zu Munde führen wollte, verschüttet hätte. Dann aber wurde das „Kaffeesitzli“, das diesmal besonders lange gedauert hatte, aufgehoben.

II.

Es waren ein paar Monate verflossen seit obigem Gespräch, und man war nun mitten in der Heuernte. Da ereignete sich etwas, das das Verhältniß des Melchersmelch zu den Bewohnern des Pfarrhauses wesentlich verbesserte.

Es war ein sehr schwüler Nachmittag; ein Gewitter war auf den Abend zu erwarten. Dita holte für ihre Herrin einen Krug frischen Wassers am Brunnen. Nicht weit von demselben entfernt war das Haus des Melchersmelch. Von jener Richtung her hört Dita plötzlich ein heftiges Kindergeschrei. Und als sie hinzuspringt, um zu sehen, was geschehen, sieht sie das sechsjährige Rößeli elend auf dem Pflaster liegen; es ist beim unvorsichtigen Herumhüpfen über die steinerne Treppe vor dem Hause hinuntergefallen. Schnell hebt Dita das Kind auf und trägt es in's Haus; aber das Jammergeschrei desselben dauert fort. Die Großmutter kommt erschrocken aus dem Keller heraus, wo sie Most geholt hat für die Leute auf der Wiese, den sie denselben sammt Brod und Käse soeben bringen wollte. Ungemein fatal trifft sich's mit dem Kinde, daß sie unmöglich verlassen kann. Da bietet ihr Dita an, den Abendtrunk statt ihrer auf die Wiese zu tragen, welchen Vorschlag die Alte mit beiden Händen ergreift. Dita geht dorthin, nachdem sie zuerst noch schnell ihrer Herrin gemeldet, was geschehen, und um die Erlaubniß gebeten hat, die Großmutter auch auf der Wiese vertreten zu dürfen, wo sie sonst nur schwer entbehrt würde, da das Heu noch vor Ausbruch des Gewitters unter Dach gebracht werden sollte.

Die Leute auf der Wiese, am meisten der Melchersmelch selbst, machen ganz verwunderte Gesichter, als statt der alten Großmutter die junge, hübsche Pfarrersmagd kommt; als sie



aber hören, was vorgesfallen, rühmen sie Dita für ihre Hülfsbereitwilligkeit. „Ich hätte nicht gedacht, daß eine Stadtjungfer so viel Verstand hätte!“ sagte der Melchersmelch.

Er hatte im Nebigen, trotzdem der Bericht von dem Unfalle, der seinem Lieblingskind zu gestoßen, ihn unruhiger gemacht hatte, als er sich den Anschein geben wollte, seinen guten Humor nicht verloren, sondern sagte: „Es ist heute Montag, und ich hab's jetzt wie jener Appenzeller, der, als ihm kundgethan wurde, er werde am Montag gehängt, sagte: So, die Woche fängt wieder einmal schön an!“

Die Heuer mußten lachen; sie setzten sich jetzt gerne nieder zum „z' Abig“ und luden Dita auch ein. Die machte den Mundschenken, selbst nur wenig genießend. Es war gut, daß sie eine große Kanne gebracht, denn die Schwüle des Nachmittags hatte Durst gemacht. Der Melchersmelch streckte alle Augenblicke sein Glas hin. Da dachte Dita, er müsse jetzt auch einmal eins haben, und sagte: „Ihnen geht's wie jenem Soldaten, der seinem General das Leben gerettet hat!“

„Und was ist's denn mit dem?“

„Der General, ein sehr reicher Herr, sagte, er dürfe eine Bitte thun, die wolle er ihm erfüllen. Da wünschte sich der Soldat alle Tage eine Maß Bier. „Die soll er haben; aber er darf sich noch etwas Anderes, Besseres wünschen.“ „All' Tag genug Bier!“ wollte nun der Soldat haben. „Topp, es gilt! aber er darf noch etwas darüber aus haben; was wünscht er noch?“ „Noch mehr Bier!“ sagte der Soldat; und grade so gehi's auch Ihnen, es heißt immer: „noch mehr Most!“

„Noch mehr Most, noch mehr Most!“ riefen jetzt alle Heuer und streckten ihre Gläser hin, so daß es Dita fast Angst wurde, die Kanne werde trocken, ehe die Kehlen ihrer Kunden gehörig genäßt seien. Der Melchersmelch aber sagte: er habe nicht gemeint, daß des Pfarrers Meitli so lustige Stückli erzählen könne.

„Ja, ja, Sie meinen, wir hängen den ganzen Tag den Kopf, das weiß ich wohl; aber da sind Sie läz b'richtet,“ sagte Dita, „wir können fröhlich sein, wo's am Platz ist, und ernst, wo's am Platz ist!“

„Wenn nur das Röseli nichts gebrochen hat“, konnte sich jetzt der Melchersmelch nicht

mehr enthalten zu sagen. „Es will mir nicht gefallen, daß es nicht aufgehört hat zu schreien; wenn nur auch die Mutter recht zu ihm sieht.“

„Da dürfen Sie sich gar keinen Kummer machen“, sagte Dita. „Die Frau Pfarrer ist, als ich's ihr berichtet hatte, gleich selbst hingangen, um zu sehen, was dem Kinde fehle, und sie versteht das aus dem Fundament! Sie hat, als sie noch ledig war, einen Krankenpflegekurs genommen und hätte sich gern ganz diesem Berufe gewidmet, wenn ihre Eltern es zugegeben hätten.“

„So“, sagte der Melchersmelch. „Ja, ja, sie geht gerne zu den Kranken, und die Kranken haben sie auch gerne. Ich muß aber jetzt heimgehen und den Wagen holen, macht das Heu unterdessen z'weg zum Aufladen.“

Wirklich traf der Melchersmelch, als er heimkam, die Frau Pfarrer noch in seinem Hause und auch den Doktor. Das Röseli hatte ein Armband gebrochen; aber alle nothwendige Hülfe war ihm angethan worden; der Vater konnte ruhig sein. So fuhr er denn auf die Wiese und mußte sich nur wundern, wie tüchtig und mit welcher Sachkenntniß die Dita mitschaffte.

„Das hätte ich nie geglaubt, daß eine Stadtjungfer sich so auf's Heu verständne“, sagte er.

„Ich hab's Ihnen ja auch schon gesagt, daß ich ein Bauernkind bin und alle „Werch“ verstehe; sogar noch das Rebwerch, das hiezulande Niemand versteht“, sagte Dita und rührte dabei ihre Hände kräftiglich. Es wurde jetzt aber nicht mehr viel geredet, sondern alle Aufmerksamkeit dem Zusammenrechen und Aufladen des Heues zugewandt.

Und den vereinten Kräften gelang es, den dufenden Ertrag der schönen Wiese noch rechtzeitig unter Dach zu bringen, was den Melchersmelch sehr liebenswürdig stimmte. Der Jungfer Dita — er nannte sie von nun an nie mehr „Stadtjungfer“ — wollte er durchaus ein Stück Geld in die Hand drücken; sie nahm es aber nicht an; auch ließ er der Frau Pfarrer des Höflichsten danken für den Beistand, den sie der Mutter und dem Röseli geleistet, und diesem Danke folgte bald eine schöne „Untenballe“ nach.

Die Frau Pfarrer machte übrigens noch hin und wieder einen Besuch bei dem in's Bett



gebannten Röseli, dem das steife Liegen, mit dem Uermchen in den Schienen, sehr sauer anfam, zumal in den goldenen Sommertagen, wo seine Kamerädelin draußen herumjubelten. So erzählte denn die gute Frau dem Röseli schöne Geschichten, was ihm gar gut gefiel, und es sehnte sich immer sehr nach ihr, wenn sie etwas länger nicht kam, als gewöhnlich.

Einmal seufzte es, als gerade der Vater nach ihm sah: „Ach, wenn nur auch die Frau Pfarrer heute käme!“

„Warum denn?“ fragte der Vater.

„Es ist immer so kurzweilig, wenn sie da ist, und sie erzählt mir wunderschöne Geschichten!“

„So ist's scheint's auch zu etwas gut, wenn man mehr gelernt hat, als unsereins!“ sagte der Bauer. Er war der Frau Pfarrer wirklich dankbar für das, was sie am Röseli that, denn es war sein Lieblingskind, die beiden andern waren etwas wilde Buben, das Röseli aber ein sehr anhängliches, überaus liebliches Mädchen.

Der Umschwung, den Melchersmelchs Gesinnung zunächst gegen die weiblichen Bewohner des Pfarrhauses nahm, ging bald, wenigstens nach einer Richtung hin, weiter, als allen Theilen wünschbar schien. Er fing an, es sich in den Kopf zu setzen, Dita müsse seine Frau werden. Davon wollte aber diese durchaus nichts wissen. Sie war nun schon zehn Jahre, von ihrem siebzehnten Altersjahr an, bei des Herr Pfarrers im Dienst gestanden, und es kam ihr vor, sie sei da daheim, und besser könne sie es nirgends bekommen, und sie thäte am besten, gar nicht zu heiraten. Und nun sollte sie gar einen Wittwer mit drei Kindern nehmen! nein, das hatte doch allzu wenig Verlockendes für sie.

Die Frau Pfarrer, der sie mehr nur zum Spaß von dem sonderbaren Antrage, den sie bekommen, sagte, konnte ihr zu der Partie auch nicht rathen. Sie meinte, sie wolle zwar nicht sagen, daß man sich blos fragen solle: bekomme ich's äußerlich besser oder nicht durch's Heiraten? Blos zum es gut haben sei man nicht auf der Welt, sondern dazu, seine Bestimmung zu erfüllen, und die liege in den meisten Fällen doch nach der Seite des Heiratens hinaus. Aber das dürfe man mit allem Ernst

bedenken, ob die Partie, die sich uns darbiete, auch wirklich für uns passe. Die drei Kinder müßten der Dita kein Anstoß sein; eine brave Mutter wäre denen zu gönnen und ein Gotteslohn wäre da zu verdienen. Aber die absolut irdische Gesinnung des Melchersmelch könnte auf Dita gefährlich wirken; sie würde vielleicht all' das Gute, das sie im Pfarrhause gehört, mit der Zeit vergessen und in die Treibjagd hineingezogen werden, die nur auf zeitlichen Erwerb gerichtet ist und dem, was da bleibt, wenn der Leib zerstäubet, nichts nachträgt.

Das, was die Frau Pfarrer sagte, leuchtete der Dita ein, und sie sagte dem Melchersmelch, der ihr keine Ruhe ließ, gerade heraus, was ihr Hauptbedenken sei.

Das ging dem gewaltig im Kopf herum; zuerst schimpfte er wieder wie ein Rohrspatz über die Leute im Pfarrhaus, die sich für besser hielten als andere Leute. Dann aber kam es ihm allmälig dämmерnd zum Bewußtsein, daß gerade der Umstand, daß Dita noch etwas Besseres kannte als Haufen und Werchen, und doch auch das Haufen und Werchen verstand, es war, was ihm Respekt vor ihr einflößte. Es gab also etwas Besseres! Sollte er einmal in die Kirche gehen, um zu hören, was der Pfarrer darüber zu sagen wisse? Aber nein, da würde es gleich heißen, er gehe wegen des Pfarrers Pleitli. Er war jetzt schon über 12 Jahre nicht mehr drin gewesen, nicht einmal an hohen Festtagen — was müßte das für ein Aufsehen machen, wenn er nun plötzlich drin erschien?!

So gingen die Tage und die Wochen hin; der Melchersmelch wurde immer einsilbiger, und sein guter Humor verließ ihn ganz. Er konnte den Gedanken an Dita nicht los werden. So etwas hat er beim ersten Freien nicht erfahren; das war ganz ohne Herzweh abgelaufen; aber jetzt war's anders gekommen; daß Einem das Herz solche „Molesten“ machen könnte, wie er's jetzt erfuhr, hätte er nie gedacht.

Die Dita hat gesagt: wer an den Herrgott glaube, der habe einen Trost in allen Nöthen des Lebens, erinnerte er sich eines Abends, als er trübselig unter dem Scheunenthor stand. „Es nähme mich Wunder, ob der Herrgott auch ein Kraut hat für ein Herz, das Einem „Molesten“ macht? Ich will morgen doch einmal

in die Kirche und hören, was der Pfarrer weiß."

Wirklich ging er, saß aber nicht vornen an, sondern in den hintersten Winkel, den er finden konnte.

Der Pfarrer predigte über den Text: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben.“

Er redete in seiner Predigt über vielerlei Arten von Mühseligkeit und Beladenheit, und man merkte wohl, daß auch er sein redlich Theil dran hatte — welcher rechte Pfarrer hätte das nicht, zumal in der heutigen Zeit, wo das Wort Gottes, als dessen Verkünder er dasteht, von Vielen so gering geachtet ist — ja, ja, auch dem Melchersmelch ging ein Verständniß darüber auf, daß es dem Pfarrer nicht gleich ist, ob der Same, den er aussstreut, aufgehe und Frucht bringe oder nicht, daß auch er, wenn Alles todt bleibt, bekümmert ausruft: „Habe ich umsonst gearbeitet und meine Kraft vergeblich verbraucht?“

Aber nicht nur von sich redete er und von der Beladenheit eines Pfarrerherzens, sondern von den Lasten jeden Standes, auch des Bauernstandes, die ihm besser bekannt waren und ihm oft mehr zu Herzen gegangen waren, als der Melchersmelch je geglaubt hätte. Und dann redete er von dem Heilande, der, selbst wohl erfahren in allen Nöthen des Lebens, getrost zu sich einladen kann, weil er einen Weg weiß, der Einen zu aller Noth hinausführt: den Weg des demütigen Stillewerdens vor Gott, wo dann Gott sein Wort: „So ihr stille bliebet, würde euch geholfen werden“, herrlich an uns wahr macht.

Der Herr Pfarrer hatte in der Predigt das Wort: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch Ruhe geben“, mehrmals wiederholt. Und dies Wort war es, das einen ganz besondern Eindruck auf den Melchersmelch machte. Schon als der Herr Pfarrer es zuerst verlesen hatte, war es ihm gewesen, es sei eine Stimme vom Himmel an ihn, und es hatte ihn bei jeder Wiederholung auf's Neue erfaßt. Er konnte das Wort auch zu Hause nicht mehr los werden; es muß wirklich eine Einladung von oben an ihn gewesen sein, wie sie von Zeit zu Zeit an die Herzen der Menschen kommen und sich an denselben kräftig erweisen.

1892

Dies Wort wurde der Faden, der den Melchersmelch immer wieder zur Kirche zog; und wenn es auch zuerst wirklich hieß, er gehe nur wegen des Pfarrers Meitli, und selbst Dita ihn in diesem unwürdigen Verdachte hatte, so wurde man doch nach und nach anderer Meinung, auch die Dita. Und es war theils aus Neugierde, theils aus wirklichem Interesse, daß sie, als sie ihn wieder einmal allein traf, ein Gespräch mit ihm anknüpfte, das ihr Aufklärung darüber verschaffen sollte, warum es so anders mit ihm geworden. Der Melchersmelch berichtete ihr Alles treuherzig und offen, und seine Erzählung verfehlte nicht, großen Eindruck auf Dita's Herz zu machen.

„Hinter dem Melchersmelch steckt doch mehr, als wir gedacht haben“, sagte sie beim Abendkaffee zu ihrer Herrin, indem sie ihr das Gehörte mitteilte. „Wer hätte gedacht, daß der so tiefer Eindrücke fähig wäre?“

„Es steckt noch hinter manchem Menschen mehr, als man meint und als er selbst weiß“, sagte diese. „Es handelt sich nur darum, ob der edle Gehalt, der in einem Jeden von uns ruht, hervorgeholt wird, und wär's auch mit dem Hammer des Unglücks, oder vergraben bleibt. Der Melchersmelch ist mir übrigens ganz lieb geworden durch diesen Bericht.“

„Mir auch,“ sagte Dita, „lieber als ich gedacht hätte, daß er mir werden könnte.“

Die Frau Pfarrerin warf ihr einen verständnißvollen Blick zu und fing an, sich Zukunftsgedanken zu machen.

Und wirklich durfte sie ihre Dita nicht mehr allzu lange behalten; aber sie gönnte dem Melchersmelch von Herzen, daß er eine so wackere Frau, und seinen Kindern, daß sie eine so gute Stiefmutter bekämen.

Dita kam aber noch oft an einem Sonntagabend in's Pfarrhaus und nahm auch, auf sein ganz besonderes Bitten, das herzige Röseli etwa mit, das seine liebe Frau Pfarrer gar zu gern besuchte und bald genug den Weg allein zu ihr fand.

Erklärung.

Professor: „Was war das für ein Ge- polter bei Ihnen?“

Schüler: „Mein Löschblatt ist mir hinunter- gefallen!“

3